

Erzählhilfen für Lehrpersonen

Inhaltsangaben und Zitate aus „zurück nach Oraibi“ mit Fokus auf die Themen „der fremde Blick“ und „Zwischen den Kulturen“

Die folgenden Texte sollen die Lehrpersonen unterstützen, Passagen der Geschichte von Polingaysi zusammenfassend zu erzählen. Das klein Gedruckte sind Zusammenfassungen und Bemerkungen, die normal gedruckten Zitate sind Textausschnitte, die vorgelesen werden könnten, weil hier das Thema „Zwischen den Kulturen“ besonders deutlich zum Vorschein kommt.

Klappentext

Polingaysi wächst (um 1900) im Hopi-Dorf Oraibi auf, der ältesten bewohnten Siedlung Nordamerikas. Die Hopi bauen Mais, Gemüse und Früchte an in einem kargen Land, in dem die Ernte ständig von der Dürre bedroht ist. Der harte Alltag ist eingebettet in die religiösen Bräuche und Riten einer uralten Ackerbaukultur. Mit zehn Jahren erlebt Polingaysi, wie die Weissen in das friedliche Leben ihres Dorfes einbrechen. Zwangsweise werden die Kinder der Hopi in die Missionsschule geschickt. Doch Polingaysi beschliesst – gegen den Willen ihrer Eltern -, freiwillig zur Schule zu gehen, angetrieben von dem Wunsch, das Neue, die andere Kultur selbst kennenzulernen. Als Lehrerin wird sie später versuchen, die beiden Kulturen miteinander zu versöhnen...

Zitate und Zusammenfassungen

S, 6 -12: Kapitel 1910

S, 6 - 7: Einstieg in die Geschichte. Polingaysi bzw. Bessie (Name, der ihr die Weissen gegeben haben) im Zug zurück nach Oraibi. Sie hat sich bei den Weissen zur Lehrerin ausbilden lassen und macht seit langem ihren ersten Besuch in ihrer Heimat.

S, 13 – 25: Kapitel Niman-Kachina

Bessie im Zug. Erinnerungen an früher.

S, 24: Ihre Gedanken über ihre Kulturzugehörigkeit: "Um mich zu trösten, nehme ich einen von den Äpfeln, die ich in meiner Tasche habe. Ein schöner grosser praller Apfel ist es, ganz anders als die, die auf unseren Bäumen in der Wüste wachsen.

Und doch, wie ich in diesen Apfel vom Apfelbaum des weissen Mannes hineinbeisse, fühle ich plötzlich die Äpfel der Kindheit in meiner Hand, und ihr Geschmack breitet sich auf meiner Zunge aus. Wie ist es möglich, dass ich als Kind so glücklich war? Ich kann das Glück wieder fühlen, diese tiefe, unerschütterliche Sicherheit, die es nur in der Wüste gibt, auf den *Mesas*, bei diesen, zu Hause. Voller Sehnsucht denke ich daran. Und ich will dieses Glück zurückhaben. Es wird sein wie früher. Aber ich kann nicht mehr leben wie das Kind, das ich einmal war. Ich bin nicht nur älter, ich bin anders geworden. Ich bin an andere Kleider und an anderes Essen gewöhnt. Ich habe in einem Bett geschlafen, auf einem Stuhl gesessen und von einem Tisch gegessen, auf Tellern, mit Messer und Gabel. Wenn ich daran denke, dass ich wieder am Boden sitzen und die Suppe mit der hohlen Hand aus dem *irdenen* Kochtopf schöpfen muss, dann schüttelt es mich. Nein, sage ich. Ich will es nicht."

S, 42 – 53: Kapitel Ernte

S, 42: Bessie immer noch im Zug macht sich Gedanken über ihr Leben: “ Angell. Eine kleine Stadt. Ich sehe Frauen, die mit ihren Kindern aus den hölzernen Fassaden der Geschäfte treten, Frauen, die mit schleppenden Kleidern am Arm ihres Mannes gehen, Frauen in Fetzen. Möchte ich eine von ihnen sein? Leben, wie sie leben? Mit möbeln, Vorhängen, Geschirr, eisernen Töpfen, der Bibel im Schrank; sonntags in die Kirche gehen, eine grosse Familie um den Tisch versammeln im Licht der Petroleumlampe, das auf ihrer kunstvoll frisierten Scheitel fällt?

S, 49: Erinnerungen. Polingaysi als Kind in Oraibi, im Dorf: “Und wenn die Regenstürme kamen, wurde unser Dach undicht. Es war aus *Reisig* und Lehm gefügt, und jedes Jahr flickte Vater undichte Stellen mit neuem Schlamm. Aber es half nichts(...) In tiefer Hoffnungslosigkeit sass ich da und betete mit lauter Stimme, dass es nicht wieder regnen sollte.

Dann sah ich zum Himmel hinauf, wo sich die Wolken verzogen und die ersten Sterne aufzuscheinen begannen. Und als ich die Sterne ansah, stieg wider Hoffnung in mir auf. Wenn ich gross bin, dachte ich, will ich ein besseres Leben schaffen. Für meine Eltern und Geschwister. Ich will arbeiten, dass sie nicht mehr hungern und frieren müssen.”

S, 64 – 75: Kapitel Soyal

Kinder müssen in die Schule der Weissen. Sie treffen dort unter anderem auch auf eine fremde Sprache. S, 70: “Sie hüpfen über den steinigen Weg und sangen. Das Lied sangen wir, das wir beim letzten Mal vom *Missionar* gelernt hatten, Worte in einer fremden Sprache, die wir nicht verstanden. Wir sprachen sie nach, so gut wir konnten. Jesus sei ein grosser Lehrer, sagte der Missionar.

“Jesus loves me, this I know”, sang er vor.

Und so schön wir konnten, sangen wir “Deso lasmi, desi no”. Aber dann hielten wir uns schnell die Hände vor den Mund, damit *Pastor Voht* nicht sah, dass wir lachen mussten. Bei den andern Liedern verstanden wir nicht, was wir sangen, aber diese Worte hatten eine Bedeutung in unserer Sprache. Die Leute von San Juan bringen Esel, hiess es. Das war das komischste Lied, das wir ja gehört hatten. Aber wer weiss, wie komisch die andern waren, wenn man sie verstand.

“Deso lasmi, desi no”, so sangen wir jetzt wieder beim Hinuntergehen und versuchten dabei so lange ernste Gesichter zu machen, bis wir alle lachen mussten. Kichernd und atemlos kamen wir bei der Mission an. Wir lernten neue Lieder für das Winterfest, auf das sich die Familie Voht vorbereitete. Sie danken dann dafür, dass Jesus geboren wurde. So hat der Missionar gesagt. Er sprach unsere Sprache, aber auf eine eigenartige Weise. Oft mussten wir lachen über die Wörter, die er gebrauchte. Es war, als hätte sich jemand einen Scherz mit ihm gemacht, als er ihn unsere Sprache lehrte. Statt “danke” sagte er “ich bin euch zu Dank verpflichtet”. Aber wir wussten, was er meinte. Und er fragte nach neuen Wörtern. Vielleicht ist unsere Sprache für Weisse schwer zu lernen. Die meisten versuchen es gar nicht erst.”

S, 76 – 85: Kapitel Powamu

Polingaysi wird eingeweiht. Hopi-Ritual für Kinder zwischen sechs und acht. Sie müssen Schläge aushalten und tapfer sein. Polingaysi freut sich auch in dieser Situation, dass sie lernen darf:

S; 82: “Und dann begann der Unterricht. Er sagte, wir seien nun an der Schwelle des Wissens. Bald würden wir mehr Geheimnisse lernen. Aber wir

dürften den jüngeren Kindern nichts von dem erzählen, was sich ereignet hatte. Und wenn wir es doch täten, sagte er, würde die erzürnten *Kachinas* Rache üben.

Wie leicht war es, ihm zu gehorchen, wenn ich daran dachte, was ich von nun an lernen konnte, Ich würde kein Geheimnis verraten. "Ihr seid an der Schwelle des Wissens", hatte der *Powamu-Führer* gesagt. Alles lag vor mir. Und ich war unbeschreiblich glücklich, dass es sich für mich öffnen würde. Lernen wollte ich. Alles lernen.

Tage voll von wunderbaren Ereignissen folgten, und alles, was ich erlebte, erschien mir in einem andern Licht als in den Jahren, bevor ich eingeweiht war."

S; 86-96 Kapitel Bahàna

Wie die Kinder von den Weissen eingefangen werden. Erste Vorstellungen der Schule der Weissen.

Mutter abwehrend: S, 92: "Sie wollen, dass wir leben, wie die Weissen leben."

Vater angetan: S, 95: "Vater erzählte, wie er ein ganz kleines Kind gesehen hatte, das unten bei den Felsen im Schnee kauerte. Er war mit dem Missionar unterwegs gewesen und noch zu weit weg, um sehen zu können, was geschehen war. Dann sah er, wie die Lehrerin den Weg heruntergerutscht kam und das Kind auf ihren Rücken nahm. "Wer ist das, die Lehrerin?" "Eine Bahàna-Frau", sagte er. " bei der die Kinder lernen. Ich habe gesehen, wie sie gestolpert ist, gerutscht und gestürzt, bis sie mit dem Kind oben angekommen war. Eine gute Frau.""

S; 102 – 118 Kapitel Schule

Kinder werden gefangen und in die Schule gebracht. Polingaysi geht schliesslich freiwillig. S, 103: "Nein, dachte ich. Ich will mich nicht verstecken."

S, 108: "Da gab ich meinem Wunsch nach, mit meinen Freundinnen zusammenzusein, und meinem Wunsch, etwas ganz Neues zu erfahren. Ich war bereit, den Preis dafür zu zahlen." Sie wird gewaschen, bekommt Papier und Bleistift. Sie lernen Zeichen und was sie bedeuten. Der Lehrer ist streng.

Mutter, S, 111: "So! Du eigenwilliges, ungezogenes Mädchen! Du hast einen Schritt in die falsche Richtung getan. Einen Schritt weg von deinem Volk. Ka-Hopi. Du hast uns Kummer gemacht. Mir, deinem Vater und deinen Grosseltern. Jetzt musst du jeden Tag in die Schule gehen. Das hast du dir selber zu verdanken. Und es gibt keinen Weg zurück." Polingaysi wird traurig. Erste Erlebnisse in der Schule sind schwierig. Die Mutter und die Grossmutter versuchen sie zurück zu halten.

S, 118: "Ich bin Polingaysi", erklärte ich. "Ich werde immer Polingaysi sein. Aber wenn die Weissen mich Bessie nennen, dann werde ich so tun, als hätte ich meinen richtigen Namen vergessen."

S, 119 – 137 Kapitel Bessie

S, 119: "In jenem Jahr begann es, dass ich nicht nur Polingaysi war, sondern auch Bessie." Auf dem Heimweg nach Oraibi denkt sie, dass ihr Vater der einzige sein wird, der sie versteht.

Vater, S, 120: "Es ist nicht recht", sagt er, "dass sie die Kinder mit Gewalt holen. Es ist nicht recht, dass sie sie schlagen. Aber Lernen, das ist nicht schlecht."

Bessie wird klar, dass die Weissen nicht erklärt haben, was sie wollen. Sie ist hin und her gerissen. S, 123 / 124: "Sie haben es uns nicht erklärt. Es geschah so viel Unbegreifliches (...) Ich weiss, was sie zu sein scheinen. Aber ich weiss nicht, was sie im Innern sind (...) Jetzt folgten wir Regeln, die wir verachteten (...) Ich war erst elf Jahre alt, aber in jenen Jahren habe ich mehr nachgedacht als in all den Jahren zuvor.

Ich wollte lernen, und nicht nur die Dinge, die unser Volk wusste. Ich wollte eines Tages mehr von der grossen Erde um uns herum sehen. Ich wünschte mir, einmal einen Weg zu finden, der aus der Not herausführte. Aber zugleich wollte ich eine wahre Hopi werden."

Reaktionen der Leute aus dem Dorf. S, 130: "Ich musste zur Schule. Doch ich beklagte mich nicht. Ich hatte es so gewollt. Und noch hatte ich die Stimmen der Verwandten und Nachbarn im Ohr, wenn sie mit meiner Mutter sprachen. "Aha", hatten sie gesagt, "Polingaysi will in die Schule gehn? Polingaysi hat dein Gebot übertreten? Ein Hopi-Mädchen will eine Weisse werden?" Das schmerzte mehr, als Schläge schmerzen können. Es war nicht wahr. Ich wollt die bleiben, die ich war. Wie gern hätte ich mit den andern das *Niman-Kachina* gefeiert, statt den ganzen Tag im Schulzimmer zu sitzen.

S, 138 – 157: Kapitel Die Linie

S, 141: Mutter: "Ich glaube, dass Yukioma recht hat. Man kann nicht halb weiss und halb Hopi sein." Ihre Worte schnitten scharf in meine Seele. War ich nicht eine von denen, die in der Schule der Weissen lernen wollten? Polingaysi will eine Weisse sein, hiess es. Und ich wusste nichts darauf zu antworten."

Grossmutter hat Angst, dass ihre Kultur verloren geht. S, 144: ""Aber jetzt", sagte Grossmutter und schaute in die Ferne, "in der kurzen Zeit, seit diese Leute hier sind, sehe ich schon ihren Einfluss. Die jungen Mädchen sehen nicht mehr wie früher aus. Sie wollen, dass ihr Haar dem Haar der weissen Frauen gleicht, obwohl nichts schöner sein kann als die Haarschnecken der Poliene. Die Frauen legen ihre *Deckenkleider* beiseite um der neuen Kleider willen, die der Händler verkauft. Und unsere Männer. Von weitem sehen sie aus wie weisse Männer, bis zu den Schuhen hinunter." Sie hat recht, dachte ich und blickte in die betäubten Augen der alten Frau. Sie legte ihre dünne Hand auf meinen Kopf."

S, 158 – 187: Kapitel Nach Westen

S, 158: „Eine Gruppe von jungen Hopis sollte nach Kalifornien geschickt werden. Seit ich davon gehört hatte, wartete ich, dass mich jemand fragte, ob ich mitreisen wollte. Ich hätte ja gesagt. Aber es fragte niemand. Warum nicht? Hatte ich nicht genug gelernt? Hatten sie gemeint, dass ich zu jung war? Oder hatten sie mich einfach vergessen? (...) Unter den Kindern, die noch drinnen sasssen (im gedeckten Wagen), war ein vertrautes Gesicht: Ein Mädchen aus Oraibi. Freundlich schaute sie mich an. Da fasste ich mir ein Herz und fragte: "Kommst du nach Hause? Bleibst du hier? Oder fährst du in diese Schule im Westen?" "Wir fahren weiter", sagte sie. "In das Land der Orangen." "Oh", sagte ich. "Wirklich?" Land der Orangen, dachte ich. Was für ein Name! Ich stellte mir vor, wie dort der Boden bedeckt war mit prächtigen goldenen

Orangen, die unendlich süß schmeckten. Land der Orangen, Land der Träume. Wer würde nicht gerne in einem solchen Land leben?”

Sie geht mit und lernt die neue Welt kennen: Überfluss, Zug, Bananen, Dusche, Farm, Geburtstag. Sie ist zerrissen und auch ernüchtert, hat Freude und Glück und ist traurig, sie hat auch Heimweh und Angst. Wichtig für ihr Wohlbefinden sind die neuen Bezugspersonen z.B. eine junge Lehrerin S. 182.

S, 188: Bessie/Polingyasi kommt zurück nach Oraibi. “Und während der Zug quietscht, kreischt und hält, springen schon die ersten Reisenden hinaus. Ich wühle mich durch die Menge, um einen stillen Platz zu suchen. Und da steht er. Vater. Er trägt ein rotes Band um sein schwarzes Haar. So kommt er mit entgegen. Er lächelt. Er heisst mich willkommen. Er liebt mich, und ich liebe ihn. Gleich beim Depot, wo Lokomotive und Wagenkombination abgestellt sind, hat er seinen kleinen Wagen stehen. “Als Kind bist du fortgegangen”, sagt er. “Als Frau bist du zurückgekommen. Obwohl –“ und dazu lächelte er, “du nicht gerade viel gewachsen bist. Trotz all des guten Essens, von dem du geschrieben hast.” “

S, 188-199: Kapitel Zurück nach Oraibi

Bessie kommt in Oraibi an. Auch zwischen den Eltern und den Grosseltern besteht ein Unterschied in der Entwicklung.

S, 189: Vater: “Grossvater liegt krank in seinem Haus in Oraibi. “Wollen sie nicht auch hinunterziehen? Wenn ihr jetzt alle in Kiakotsmovi wohnt?” “Nein”, sagt Vater. “Wir besuchen sie. Sie wollen ihr Leben dort beenden, wo sie es angefangen haben.” “Und ihr? Habt ihr es bereut, dass ihr ein Haus im Tal gebaut habt? Ich meine, wollt ihr zurück?” “Zurück?” sagt Vater. “Nein, wir wollen nicht zurück. Und nicht nur, weil dein Bruder einen kürzeren Schulweg hat. Nein. Oraibi hat nicht mehr zu einem Leben in Frieden zurückgefunden. Das Dorf leert sich langsam.” “

Vater und Tochter fahren zum Dorf. Polingyasi/Bessie schaut mit einem andern Blick.

S, 196 – 198: “Dann kommt die ungepflasterte Strasse, die zu den rosa Hopi-Kuppen hinweist. Ganz in der Ferne sieht man sie. Bis dahin Wüste. Die heisse Luft flimmert unter der Sonne. Die Kanten von geschiefertem Schutt leuchten. Davon habe ich geträumt in Riverside. Ich denke an die Gärten und Ländereien in Kalifornien, an die üppigen Zitronen- und Orangenhaine, und mein Blick verliert sich in unserer Weite. So viel Land. Und so wenig wächst darauf. Allmählich beginnen sich die Umrisse der dritten Mesa abzuzeichnen mit den versprengten Häusern auf der felsigen Erhebung. Und je deutlicher der Anblick wird, um so mehr greift er mir ans Herz.

Der Ort, wo meine Nabelschnur hängt. Der Ort meiner Vorfahren. Hier haben sie gelebt, in dieser Abgeschiedenheit, haben das Schlimmste ertragen, haben Sünde auf sich geladen und doch um Weisheit und Frieden und um reine Herzen gekämpft. In diesem kargen Land haben sie gelebt. Ein Land ohne fließendes Wasser haben sie gewählt und ihre zerfallenden Häuser aus Felsstein, ihre winzigen Gärten im Sand nicht mehr verlassen.

Ehrfurcht durchschauderte mich, wenn ich daran denke. Und zugleich macht mir der Gedanke an die Dürre und das schwere Leben das Herz eng.

“Vater”, sage ich, “weisst du, wie grün Kalifornien ist? Es gibt nicht viel Regen, aber sie bewässern ihre Felder. Mit Pumpen holen sie das Wasser tief aus der Erde und sprühen es auf die Äcker. (...) “Ja”, sagte er dann. “Unser Leben würde leichter werden. Aber ich glaube, dass wir dabei mehr verlieren könnten, als wir gewinnen. Wenn unser Leben zu mühelos ist, können wir

leicht vergessen, was wirklich Wert hat. In Moencopi haben sie eine Pumpe im Dorf. Und ich habe gesehen, wie alte Frauen trotzdem in ihren Wigoros das Wasser aus der Quelle schöpften." Dumm sind sie, denke ich. Alt und halsstarrig. Sie mühen sich ganz umsonst ab."

S, 200 – 214: Kapitel Kiakotsmovi

Polingaysi/Bessie kommt zur Mutter ins Haus. Sie vergleicht das Haus mit den Häusern, die sie in Kalifornien gesehen hat, vergleicht das Leben mit dem Leben, das sie kennengelernt hat. S, 201: "Wo werde ich schlafen?" Mutter nickt zu dem Platz, wo die Decken aufgerollt liegen. Sie ist glücklich. Ich erschrecke. "Ihr habt ein neues Haus", sage ich. "Warum habt ihr keine Betten, auf denen man richtig schlafen kann? Und keinen Tisch?" "Betten? Wir sind Hopi. Wir brauchen keine Betten. Du hast das auch nie gebraucht." "Als ich ein kleines Mädchen war, hat es mir nichts ausgemacht, auf dem Boden zu schlafen und mit allen in die gleiche Schüssel einzutauchen. Aber jetzt ist es anders. Ich bin ein anderes Leben gewöhnt." Mutter seufzt. "Meinst du, dass du es jetzt besser weisst als wir? Was soll ich mit einer Tochter anfangen, die meine Mutter geworden ist?" Aber Vater sagt: "Du brauchst wirklich ein Bett?" "Ja." "Ich werde dir helfen."

S, 215 - 234: Kapitel Der Baum

Sie fragt sich, wo und wie sie in Zukunft leben soll.

S, 215: "Hier kann ich nicht bleiben. Ich tue nichts. Ich lerne nichts. Ich mache meine Eltern unglücklich und mich selber auch. Mein Vater aber geht nach Moencopi, wo jetzt Pastor Frey mit seiner Familie die Missionsarbeit macht. Und wie er zurückkommt, sagt er: "Polingaysi, die Freys machen dir einen Vorschlag. Du kannst bei ihnen leben, bei der Hausarbeit helfen, und unter der Anleitung von Pastor Frey Religion, Medizin und vieles andere studieren. Möchtest du das?"

S, 218 - 220: Die Familie Frey.

Der Onkel schimpft mir ihr. S, 227: " "Du hochmütiges, du trotziges Mädchen! Was tust du? Warum lebst du nicht, wie du leben sollst? Weisst du nicht, dass ein Hopi nicht hochmütig sein darf? Habe ich dir nicht gesagt, dass keiner sich für etwas Besseres halten darf? Warum versuchst du, eine Weisse zu werden? Geh nach Hause. Heirate. Bring Kinder zur Welt und erziehe sie zu guten Hopi." In seinen Augen steht Zorn, in seinen Mundwinkeln aber Verachtung. "Was habe ich gesagt? Hopi? Du kannst gar keine Kinder erziehen. Du weisst zu wenig. Du bist keine Hopi mehr. Du willst weggehen. Und wenn du in einem Jahr zurückkommst, wird es endgültig zu spät sein. Dann wirst du überhaupt nichts mehr wissen. Geh nicht zu diesen Leuten." Tränen laufen mir übers Gesicht. All meine Verwirrung, meine qualvolle Unentschiedenheit überwäligen mich. Ich kann es nicht mehr ertragen. Ich schlage zurück. "Nein! Ich will dieses *heidnische* Leben nicht. Nie. Nie wieder! Ich habe gearbeitet, und du machst dich über mich lustig. Kilometerweise habe ich schmutzige Böden gescheuert, bloss um ein bisschen Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen. Und als ich nähen konnte, habe ich für Geld Kleider gemacht, während die andern Mädchen schliefen. Ich habe hart gearbeitet für alles, was ich habe. Glaubst du, ich bin zurückgekommen, um wieder auf dem Boden zu schlafen und aus einem einzigen Topf zu essen oder auch nicht zu essen? Glaubst du, ich will einen Haushalt haben, Kinder in Lumpen und immerzu hungrig wie in meiner Kindheit? Nein! Es ist mir gleich, was du denkst. Und

was die andern denken. Jetzt macht es mir nichts mehr. Ich werde noch mehr lernen, so sehr du mich auch verachtest.”

Ich kann nicht mehr sprechen. Heftig zitternd laufe ich hinaus, ohne seine Antwort abzuwarten.

Oh, denke ich, wie konnte ich es wagen. Wie konnte ich so mit meinem Onkel sprechen. Das ist schrecklich. Aber ich wusste mir nicht anders zu helfen. Seine Worte haben weh getan wie die Schnüre der Kachina-Peitschen, als ich ein Kind war. Aber es ist nicht recht.”

S, 229 - –231: Ist verzweifelt, träumt schlecht, beruhigt sich dann wieder.

Sie reist ab. Vater öffnet ihr ein Törchen, damit sie jederzeit wieder kommen kann.

S, 232: “Ich werde euch besuche”, sage ich. “Bald.” So ist der Abschied von meiner Mutter, von meinen Geschwistern weniger traurig.

“Warte”, sagt Vater. “Steig noch nicht ein. Erst gehen wir ein Stück.” Er führt mich über die Felder. “Polingaysi, du hast oft davon gesprochen, dass du dir einmal ein Haus bauen willst. Und bevor du uns wieder verlässt, sollst du wissen, dass auf unserm Land Platz ist für all meine Kinder. Ich werde hier weiter pflanzen und ernten. Aber wenn du bereit bist zum Bauen, kannst du dieses Stück Land haben. Wenn es dir gefällt.” (...)

Das Ende des Buches, S, 234: “Der Platz gefällt mir”, sage ich zu meinem Vater, der schweigend neben mir steht und sieht, was ich sehe. “Es ist mein Platz. Ich werde zurückkommen. Hier werde ich mein Haus bauen. Hier neben dem Baum, den du gepflanzt hast. “

S, 235 – 238: **Nachwort**

S, 236: “Erkenne das Beste in deiner Kultur und halte daran fest, denn es wird immer zuvorderst sein in deinem Leben; aber versäume nicht, auch das Beste von andern Kulturen zu nehmen und es mit dem zu verbinden, was du schon hast.” (Polingaysi Qoywayma, No Turning Back, Albuquerque 1964)“

Pueblo bedeutet im Spanischen Dorf oder Kleinstadt. Die spanische n Eroberer nannten die Siedlungen der Indianer in Arizona und am Rio Grande so. Später erhielt das ganze Volk mit Stämmen wie den Hopi-Indianern den Namen Pueblo- Indianer oder Pueblo.

Navajo oder Navaho (sprich: Navacho) waren ursprünglich indianische Jäger, die mit Pfeil und Bogen in das Gebiet der Pueblo-Indianer eindrangen. Von diesen erlernten sie den Maisanbau und das Kunsthandwerk und wurden sesshaft.

Mais-Kultur mehr als 500 Sorten Mais wurden von Indianern kultiviert. Es gab verschiedene Kolbenlängen, Kolben mit 8, 10, 12 Reihen Körner, verschiedene Kornhärten, verschiedene Farben (weiss, gelb, rot, schwarz, blau, braun, gefleckt, gestreift), verschiedene Schalenhärten, verschiedene Geschmacksrichtungen von salzig bis zuckersüß. Für viele Indianerstämme ist der Mais heilig.

Kachina: heilige Tänzer der Hopis im Südwesten; Puppen dieser heiligen Tänzer werden in verschiedenen Grössen und Kostümen gefertigt. Häufig sind sie aus Holz geschnitzt mit Kostümen aus Stoff, Leder und Federn.

Oraibi (= Felsenplatz): grösstes Dorf der Hopis auf der sogenannten "Black Mesa" im nordöstlichen Arizona. Es ist die älteste, heute noch bewohnte Indianersiedlung Nordamerikas.